

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Der endlose Weg.

Roman aus Sibirien. Von J. Drenham.
Autorisiert — Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Später fing er ihr noch oft winzige Waldtauben, mit Augen, die wie rote Perlen glitzerten; kleine Bündel von Federn und Flaum. Oder furchtbar kleine Pelztiere mit zitternden Nasen und buschigen Schwänzen und Häuschen, die nur ein weißgraues Stimpfchen hatten, da, wo der Schwanz hätte sitzen sollen.

Dann stamte Katinka und freute sich und Katia bettelte die Gefangenen immer wieder los.

Allerlei Spielzeug schnitzte Stepan seinem Töchterchen aus passenden Stücken von Holz und Rinde und nach und nach wurde er sehr geschickt darin. Katia lächelte leise vor sich hin, wenn sie sah, wie ernsthaft er im Dahinwandern mit gefurchtem Gesicht schnitzte, und Katinka plagte ihn immerzu:

„Ist es noch nicht bald fertig, Vater? Dauert es noch lange? Was wird es diesmal? Ein Mann, oder ein Tier, oder gar der böse Baschkir?“

Wundersame Säckelchen verfertigte er für sie aus kleinen Lammzäpfen und Eibeln und gekrümmten Holzstückchen. Katinka hob sie heilig auf wie große Schätze und spielte stundenlang damit. Manchmal durfte sie auf dem Handpferd reiten, in entzückender Nähe der Silbergloden, die nie so schön sangen, als wenn Katinka sich auf dem Berderücken vorbeugte und sie mit zaghaften Fingern berührte.

Dann und wann teilten die glücklichen Menschen ihre Abendmahlzeit mit irgendeinem einsamen Wanderer, dessen hungrige Augen für Stepan Baf genug waren, und der wohl weiderfüllt weiterwanderte, sich wundernd, weshalb wohl den einen Menschen alles Glück zufiel, den andern alles Unglück. Er konnte ja nicht wissen, was diese glücklichen Menschen schon gelitten hatten. Manchmal trafen sie mit Nomadenbanden von drüben über der Grenze zusammen, fremdartigen Menschen mit runden, rachen Gesichtern, sonderbaren Köden und einer unverständlichen Sprache, die aber gutmütig waren und nur voller Neugierde.

Niemand tat ihnen je etwas zuleide; weder die Wanderer noch die Nomaden. Denn die wilden Horden wußten recht gut, daß diese weißen Leute über Hunderte von rauhen Soldaten verfügten, und wenn man nur einem von ihnen etwas zuleide tat, so kamen die Soldaten auf schnellen Pferden und segten Mann und Tier erbarmungslos von der Steppe. Die andern schreckte wohl Stepan's harte Männergestalt und sein energisches Gesicht ab oder die blinkende Art an seinem Gürtel und die lange Klinge, die handgerecht in der Lücke des Hauses auf Nädern lag. Und dann war allen Leuten, die sie auf dem Wege trafen außer gelegentlichen einsamen Wanderern, Stepan's Geschichte bekannt und sie hatten Mitleid mit ihm.

In der Provinz Jenisseisk nannte man ihn nur den Mann mit dem Teufelspaß . . .

Aber der Mann mit dem Teufelspaß war glücklich wie selten eine. Aus dem schweren Kreuz des harten Urteils war eine Krone des Glücks geworden und aus seiner Bürde ein frohes Wandern!

Sie trafen mit Peter Krop zusammen, wenn immer die beiden Reisewege sich erlaubten, und Peter und Stepan machten sich nichts aus ein paar Tagen Extrawandern und Geschäftsverlust, um nur häufig zusammen zu sein. Sie diskutierten über geschäftliche Dinge der Vergangenheit und Zukunft miteinander und tauschten profitbringende Ideen aus über Reisewege und Warensorten. Peter kam sich dreißig Jahre jünger vor, wenn er bei Katia und den Kindern sein konnte, denn dann lebte er wieder auf im Erinnern an seine eigenen Glückszeiten, so unwiederbringlich sie auch dahin waren. Und wenn sie dann schieden, so kam sich der alte Jude freilich recht einsam vor, nahm aber doch einen Schimmer des Glücks mit auf den Weg.

Alle Menschen, die am endlosen Weg lebten, hatten die Leute des Hauses auf Nädern gern, um ihrer stillen Zufriedenheit und ihres Glückes willen. Die Männer und die Weiber in den Bauerndörfern kamen aus ihren Häusern gelaufen, wenn sie die Silbergloden klingen hörten, die jeder Bewohner der einsamen Steppen von Jenisseisk wohl kannte.

„Nu — ist nicht eng da drin?“ sagten die mäßigen, abgearbeiteten Hausfrauen der Steppe zu Katia und wunderten sich über ihr frisches rosiges Gesicht.

„Kommt herein und seht euch mein Haus an!“ lachte sie dann, und dann kletterten die Hausfrauen hinein und guckten sich überall um. Sie zeigte ihnen, wie geschickt Stepan alles eingerichtet hatte, und sie stamten mit aufgerissenen Augen und sprachen noch wechenlang über das wunderbare Haus auf Nädern.

„Da! Wenn nur unsere Männer auch so geschickt wären!“ meinten sie neidisch.

So waren Stepan und Katia sehr glücklich. Glücklicher als in Irkutsk.

*

Der Spätsommer war vergangen, und es fing an, kalt und frostig zu werden auf der Steppe. Die höchsten Berggipfel des Hügelands krönten sich schon mit Schnee. Die Bappeln färbten sich hochrot und das Laub der weißstämmigen Birken flammte wie brennendes Feuer gegen den dunklen Hintergrund von Immergrün. Das hohe Gras der Steppe hatte die Sommerhitze in einen ebenen Teppich von goldenem Braun verwandelt; nur in den sumpfigen Niederungen gab es noch sattgrüne Flecke und Blumen sogar hier und dort. Immer frostiger wurde es. Schwer und grau hing der Himmel über dem Land, und Stepan wandte die Köpfe der Pferde den Ebenen zu und beschloß, die Näder des Hauses bald mit Kufen zu vertauschen.

Es war sein Wunsch gewesen, daß Katia und die Kinder

in irgend einem Dorf oder Städtchen überwintern sollten, aber Katia wollte nichts davon hören.

„Wir wollen uns nie wieder trennen, Stepan,“ sagte sie. „Ich bin beinahe gestorben das letztemal.“

„Die Kälte ist eifig auf dem Weg bei tiefem Schnee, Katia; wirst du und die Kinder es auch aushalten?“

„Alles ist zu ertragen, so lange wir beisammen sind, Stepan. Unser Haus ist so warm und so bequem wie jede Bauernhütte.“

„Es ist aber möglich, daß wir eingeschneit werden.“
„Das schadet nichts — wenn wir nur beisammen bleiben!“

Stepan schüttelte den Kopf, sagte sich aber, daß er Katia und die Kinder immer noch in irgend einem Dorf einquartieren konnte, wenn es ihnen zu viel wurde. Auch der alte Peter Krop gab Katia den dringenden Rat, lieber irgendwo zurückzubleiben. Seit dreißig Jahren war er auf den Straßen von Jenisseisk gewandert, aber selbst er unterbrach im Winter immer sein Reisen auf kurze Zeit. Die Strapazen waren zu groß. Doch Katia wollte auch auf ihn nicht hören, und so versuchte er es, Stepan zu bewegen, in den Wintermonaten die südlicher gelegenen Provinzen von Omsk und Tomsk aufzusuchen, die ihm offen standen, und dort zu reisen. Stepan jedoch fand kein Gefallen an dem Vorschlag. Gouverneur Tatukoff hatte ihm nie Schwierigkeiten in den Weg gelegt, und in Jenisseisk fühlte er sich sicher. Ob man ihm auch in Omsk oder Tomsk gestatten würde, Katia mit sich zu führen, schien ihm sehr zweifelhaft. So war es besser, in Jenisseisk zu bleiben, denn hier waren sie sicher, nicht von einander getrennt zu werden.

Mutig wanderten sie in den Winter hinein. Stepan kaufte noch mehr Felle für den Fußboden des Hauses auf Nädern, und warme Teppiche für die Wände, und von einem Händler, der dem Laufe des Jenissei bis in den höchsten Norden zu folgen pflegte, tauschte er eine praktische und sparsame Östrolampe ein, die man sowohl zur Beleuchtung wie zum Heizen und Kochen verwenden konnte.

Als der Schnee kam, ging es nur langsam vorwärts mit dem Haus auf Nädern trotz seiner Schlittenkufen, aber daraus machten sie sich wenig. Solange sie den Wortlaut von Paschkins Teufelspaß erfüllten und stetig auf dem Wege waren, konnte niemand ihnen etwas anhaben.

Im Schneekentempo krochen sie über die vielen Windungen der Hügelpässe hin, an den endlosen Massen von Fichten und Föhren entlang, die wie Millionenermeen regungslos paradiesender weißer Soldaten aussahen. Dann wieder ging es hinunter in die weiße Einsamkeit der Ebenen, deren Schneedecke im Sonnenglanz funkelte und glitzerte, als sei sie mit Diamanten bestreut. Und manchmal begegneten sie langen Reihen von schwerbeladenen Schlitten und dann wieder wanderten sie tagelang, ohne irgendein lebendiges Wesen zu sehen.

Immer jedoch, wenn es nur möglich war, suchte Stepan mit Anbruch der Dunkelheit ein Dorf oder wenigstens eine der einsamen Hütten auf, wo sie selbst in Ruhe rasten und die Pferde im warmen Stall unterbringen konnten. Für die Pferde mußte vor allem gesorgt werden, denn es war jetzt schon viel zu kalt, als daß die armen Tiere viele Nächte im Freien hätten zubringen dürfen. Stepan und die Seinen dagegen hatten es bequem genug in ihrem praktischen Haus auf Nädern, in dem es sich weit besser leben ließ als in den meiststen Bauernhäusern von Jenisseisk. Die Bauern versäumten es nie, sich das Haus auf Nädern neugierig anzusehen und die Felle und die Bequemlichkeiten und die Wärme zu bewundern. Stundenlang saßen sie, so viele der kleine Raum nur fassen wollte, und schwagten mit Stepan und Katia. Es dauerte jedoch nicht lange, so strich Katia diese Gastfreundschaft aus der Liste ihrer Eigenschaften und sperrte ihre Türe zu. Sie hatte böse Erfahrungen gemacht! Denn die gutmütigen, aber nichts weniger als sauberen Gäste hinterließen gewöhnlich lebendige Erinnerungen an ihren Besuch.

Konnten sie kein Dorf und keine Hütte erreichen, so suchte Stepan den geschütztesten Winkel auf, den er finden konnte, und kampierte im Freien. Die einzige Schwierigkeit dabei waren die Pferde. Aber Stepan baute ihnen jedesmal eine Art Stall, den er sich ausgeklügelt hatte und der sehr praktisch war.

Auf dem Dache des Hauses auf Nädern hatte er mit Haken und Schnüren ein gewaltiges Stück Segeltuch befestigt, das untertags aufgerollt war. Mußte er kampieren, so ließ

er das Stück Segeltuch schräge zum Boden herab und befestigte es mit Pfählen im Schnee, so daß eine Art schräges Zelt entstand, dessen hohe Seitenwand der Wagen war. An den Längsseiten wurden andere Stücke Segeltuch mit Schnüren befestigt — ein richtiges Zelt. War der Schnee aus seinem Innern geschaufelt und außen an den Zeltwänden zu einer schützenden Wand aufgeschaufelt, dann hatten die Pferde einen Stall, in dem sie so ruhig und so warm schliefen, wie ihr Herr im Haus.

Stepan jedoch war immer unruhig während solcher Nächte im Freien. Er hatte Angst vor den Wölfen, der gefährlichsten Winterplage der Provinz Jenisseisk und des nördlichen Sibiriens; denn er wußte, daß ausgehungerte, raubgierige Wölfe die Ausdünstung von Pferden meilenweit wittern konnten. Er schlief wenig, immer lauschend; in steter Sorge, fernes Geheul zu hören, und wenn eines der Pferde einmal aufwachte, so schrak er angstvoll zusammen.

Zwei oder dreimal erklang wirklich in weiter Ferne das markdurchbringende, melancholische Winseln und Gekläffe und Stepan stand dann die ganze Nacht hindurch draußen in der eifigen Kälte mit Axt und Flinte. Aber die Gefahr ging immer wieder vorüber. Keinen einzigen Wolf bekam er zu Gesicht.

Bis der Schneesturm kam, der auf dem Wege von Tschernsk nach Drem das Haus auf Nädern überraschte — der große Schneesturm, von dem noch viele Jahre später die Leute von Jenisseisk in schauerndem Erinnern erzählten. . . .

(Fortsetzung folgt.)

Warum fehlt dem Tiere die Sprache?

Von Dr. Th. Zell.

Der Araber sagt von seinem Pferd: „Es versteht alles wie ein Sohn Adams, nur daß ihm die Sprache fehlt.“ Genau so hört man bei uns von einfachen Leuten ihren Hund preisen: „Wenn er noch sprechen könnte, dann wäre er wie ein Mensch!“

Fehlt demnach manchen Tieren nach Ansicht ihrer Besitzer nur die Sprache zu ihrer Vollkommenheit, dann ist es naheliegend, über die Frage nachzuträbeln: Warum fehlt dem Tiere die Sprache?

Was sagt der neueste Brehm zu dieser Frage? Der eigentliche Brehm, den Alfred Brehm verfaßte, war trotz großer Vorzüge von gewissen Vermenschlichungen nicht frei. Jetzt aber herrscht in der neuesten Auflage die strenge Wissenschaft.

So wird denn auf den ausgezeichneten Gelehrten Wilhelm Wundt verwiesen, der sich folgendermaßen äußert: „Auf die Frage, warum die Tiere nicht sprechen, bleibt also die bekannte Antwort: weil sie nichts zu sagen haben, die richtige.“

Bei aller Hochachtung, die ich gerade vor Wilhelm Wundt hege, muß ich gestehen, daß ich große Bedenken gegen die Richtigkeit dieser Ansicht habe. Immer wieder mache ich die Beobachtung, daß unsere größten Gelehrten auf dem Gebiete der Tierkunde sehr wenig bewandert sind.

Die Tiere sollen sich nichts zu sagen haben! Das Gegenteil ist eher zutreffend. Gehe ich auf die Jagd, so muß ich mich sehr vorsetzen, daß mich der Riechis oder der Eichelhäher nicht erängt. Andersfalls machen sie solchen Lärm, daß das Wild aufmerksam wird und sich sofort in Sicherheit bringt. Diese Vögel vernehmen also bereits jetzt, ohne sprechen zu können, andere Tiere zu warnen — was würden sie erst leisten, wenn sie wirklich sprechen könnten? Und sie haben nicht bloß etwas zu sagen, sondern etwas sehr Wichtiges mitzuteilen. Es heißt in ihrer Sprache: „Seht euch vor, es droht eine große Gefahr, der Jäger kommt!“

Ein anderes Bild. Großes Erstaunen hat es stets bei mir erregt, wie Hunde sich gemeinsam zum Wildern verabreden. Alle Hunde neigen als frühere Raubtiere zum Wildern. Die Sache ist allerdings etwas gefährlich, denn treffen sie mit dem Jagdberechtigten zusammen, dann pfeifen die Schrote. Aber naturam expellas usw. Die Natur läßt sich bekanntlich nicht austreiben. Gewöhnlich hat einer der Dorfhunde sich auf das Wildern geworfen. Jetzt sucht er einen Genossen, denn dann geht es leichter. Wie er es möglich macht, den andern zu verführen, ist mir ein Rätsel, aber die Tatsache ist unter Jägern ganz bekannt. Am liebsten wird in der Nacht gewildert, so daß die Hunde mit Sonnenaufgang wieder zu Hause sind. Wie die Hunde es anstellen, läßt sich zu einer bestimmten Zeit in der Nacht zu verabreden, läßt sich schwer sagen. Nebenbei muß man ihre Weisheit bewundern, wie sie den Hasen erbeuten. Der langsamere verfolgt ihn, während der schnellere an einer bestimmten Stelle zurückbleibt. Der Hase hat nämlich die Gewohnheit, im weiten Bogen nach seiner Heimstelle zurückzuführen und hierbei seinen Paß, d. h. einen bestimmten Weg, innezuhalten. Diese Gewohnheit wird ihm zum Verderben. Denn wenn er selbstbewußt zum Ausgangspunkte zurückkehrt und den langsamen Verfolger kaum beachtet, dann überfällt ihn plötzlich

der schnellere Feind, und, ehe er an Halsanschlagen denken kann, ist er gefaßt.

Ein einzelner Hund bekommt also einen gesunden Hasen nur ausnahmsweise, aber zwei schaffen es ziemlich leicht. Deshalb spielt die Verabredung zum Wildern unter den Dorfhunden eine große Rolle.

Die Erhaltung der Hasen, indem einer verfolgt, während der andere zurückbleibt, beruht sicherlich auf alten Raubtierinstinkten. Hier werden sich die Hunde also ohne weiteres verständigen. Aber wie sie sich über den Zeitpunkt des Ausbruchs einigen, ist schwer zu sagen.

In der Freiheit brechen Raubtiere mit dem Einbruch der Dämmerung auf. Im Winter können das die Hunde nicht machen, da dann alles noch zu sehr belebt ist und ihre Herren noch nicht im Bette liegen.

An den langen Sommertagen gehen die Raubtiere bereits in den Nachmittagsstunden auf Raub aus. Die Hunde können das zu dieser Zeit aus den eben angeführten Gründen nicht tun.

Sie müssen sich also über eine Zeit einig werden, die nicht mit der aus ihrer früheren Raubtierzeit übereinstimmt. Sie machen es auch, aber ich habe selbst von den erfahrensten Jägern keine Aufklärung darüber erhalten können, wie man sich diesen Vorgang vorstellen soll.

Zu sagen haben sich also solche Hunde außerordentlich viel. Das gleiche ist der Fall, wenn Tiere, die sonst einzeln leben, sich zu einer gemeinsamen Tat verabreden.

So haben Tiger, die in ein von Fischern bewohntes Häuschen einbrechen wollten, andere Tiger zum Beistande geholt, als sie allein dazu nicht imstande waren. Ein Eichelhäher, der einem Grünspecht die Ameisenhaufen nicht gönnte, die er sich aus einem Ameisenhaufen zog, wollte den Specht verjagen. Als dieser sich wacker verteidigte, flog der Eichelhäher fort und kam mit zwei Genossen wieder. Ähnliche Beobachtungen sind bei Füchsen und Raben gemacht worden.

In solchen Fällen haben sich die Tiere nicht nur Wichtiges zu sagen, sondern man muß auch staunen, wie sie es fertig bekommen, ohne Sprache einem Artgenossen ihre Wünsche mitzuteilen.

Hätten sich die Tiere nichts zu sagen, so könnte es keine Art von Parlamenten geben, wie sie doch bei Affen und Sperlingen vorkommen. Die lärmenden Sperlingsverammlungen gegen Weib hat wohl selbst der Großstädter beobachten können. Noch menschlicher sollen die alljährlichen Affenversammlungen auf riesigen Bäumen sein.

Aber wir brauchen gar nicht erst in die Weite zu schweifen, um zu sehen, daß Tiere sich viel zu sagen haben. Ein Bild durchs Fenster zeigt uns zwei Hunde, die sich begegnen. Sind es, was die Regel ist, zwei Männchen, dann erfolgt eine Art von Renommisterei, die man nicht gut schildern kann, ohne maßlos zu werden. Für den Tierkenner aber sind sie eine Quelle immer wiederkehrender Heiterkeit. Sind die Geschlechter verschieden, dann sind die Huldigungen des Männchens ebenfalls sehr spaßhaft. Aber es ist klar, daß alle Bewegungen des Männchens ausdrücken: „Ich liebe dich; ist dein Herz noch frei? usw.“ Er hätte also seiner Angebeteten sehr viel zu sagen.

Die Ansicht von Wundt kam also unmöglich richtig sein. — Weiter heißt es im neuesten Brehm: „Die gegliederte Wortsprache ist keine Leistung des menschlichen Kehlkopfes und der menschlichen Zunge, sondern des menschlichen Gehirns. — Es fehlt den Tieren nicht am Kehlkopf, sondern am Gehirn. Das ist der Grund, weshalb ihnen die Sprache fehlt.“

Diese Erklärung des neuesten Brehm ist offenbar richtig. Die Tiere haben keine Sprache wegen zu geringer Gehirnentwicklung. Dadurch sind wir aber keinen Deut klüger geworden. Denn warum ist das Gehirn nicht mehr entwickelt worden?

Darf ich mir eine Ansicht erlauben, so ist sie folgende: Man muß sich darüber klar werden, daß dem Tiere mit der Gabe einer bestimmten Sprache in keiner Weise gedient wäre.

Bereits wir Menschen verstehen uns mit unserer Sprache nicht, sobald wir die Grenzen des eigenen Landes überschreiten. Diesem Uebelstand können wir durch Dolmetscher, Erlernen der fremden Sprache u. dgl. abhelfen. Was aber sollte das Tier machen? Denn bei der tierischen Sprache würden sich doch dieselben Unterschiede wie bei der menschlichen ergeben, da die Sprache von dem Bau des Körpers und dieser wieder vom Klima, Land und anderen Dingen abhängig ist.

Sodann darf folgendes nicht übersehen werden. Die Sprache entsteht auf Grund von Ueberlegung. Zur Ueberlegung gehört in erster Linie Zeit und Ruhe. Diese besitzt aber ein von Feinden umringtes Geschöpf nicht. Deshalb kann es keine Sprache bilden.

Ausschlaggebend für das Fehlen der Sprache ist aber folgender Umstand. Alle Vorträge haben Nachteile im Gefolge. Die unglaublichen Affen, die über Deutschland von unseren Feinden verbreitet sind, haben gewiß auch die größten Verehrer der Buchdruckerkunst davon überzeugt, daß die Erfindung Gutenbergs uns nicht nur Segen gebracht hat. So ist es auch mit dem Telephon, das jeder schon zu gewissen Zeiten verwünscht hat, und anderer Kulturfortschritten.

Auch die Gabe der Sprache hat ihre Schattenseiten, wie mancher Ehemann, der eine allzu redselige Frau besitzt, zugeben wird. Wie könnte es sonst Orden geben, die das Geklöbe des

Schweigens ablegen? Für niemand aber ist die Sprache nachteiliger als für ein von Gefahren umringtes Geschöpf. Deshalb sind alle Menschen, die gefährliche Berufe ausüben, sehr schweigsam, so der Soldat, der Seemann, der Jäger usw. Ein Schwärzer auf der Jagd kann alles verderben.

Befähigen die Tiere eine Sprache, so kämen sie oft ins Blaue, und ein plötzlicher Ueberfall durch einen Feind bildete den Schluß des Blaueitümdchens.

Den besten Beweis liefern uns die Haustiere. Diese haben sich Lautäußerungen angewöhnt, die in der Freiheit ihr Verderben wären. So bellen die Hunde, krähen die Hühner, schnattern die Enten usw. Wildhunde bellen nicht, weil sie sonst alle Beutetiere verschrecken würden. Wildhühner und wilde Enten würden sich ihren Feinden verraten, wenn sie anhaltenden Lärm machten wie ihre zahmen Verwandten.

Dem Tiere fehlt also die Sprache, weil es von ihr nur Nachteile und keine Vorteile hätte, ganz abgesehen davon, daß eine bestimmte Sprache nur von einem engen Kreis verstanden werden würde.

Was sich die Tiere zu sagen haben — und sie haben sich sehr viel zu sagen — könnten sie, wie wir sehen, durch die ihnen verliehenen Laute und ihre Gebärden in völlig genügender Weise mitteilen.

Weil also die Sprache zwecklos für die Tiere wäre, sind die entsprechenden Stellen des Gehirns auch weniger entwickelt.

Uebrigens habe ich nie begreifen können, weshalb der einfache Mann es bedauert, daß der Hund nicht sprechen kann. Würden sich denn noch Menschen einen Hund halten, wenn sie befürchten müßten, daß er Nachbarn alles ausplauderte, was er bei seiner Herrschaft erlebt hat?

Linzen, Erbsen, Bohnen.

An den ersten Anbau der mehrreihen Getreidearten schließt sich der Zeit nach bald der Anbau der Hülsenfrüchte an, die in den Ländern, wo sie wild wuchsen, frühe unter den Kräutern des Feldes durch ihren ephbaren Samen den Hirten bemerkbar werden mußten und dann bald künstlich ausgestreut wurden, als die Not dem herumreisenden Hirtenleben immer engere Grenzen zog. Wo sie aber wild wuchsen, ist den Naturforschern bis jetzt nicht bekannt. Die uralten Zeugnisse über diesen Punkt, die in der Sprache niedergelegt sind und von den sich folgenden Menschengeschlechtern in unbewußtem Eifer bis in die Zeiten weiter gerettet wurden, wo das historische Morgengrauen anbrach, lassen den Sprachforscher erkennen, daß die Linse schon ein Besitz der vorindogermanischen Kultur war und den europäischen Völkern von Südosten her zugekommen ist, daß umgekehrt aber die Erbsen dem mittleren Asien angehörte und sich dort am Schwarzen Meer vorüber nach Europa verbreitet hat. Mit rein sprachlichen Mitteln aus der vergleichenden Sprachwissenschaft allein läßt sich indessen nicht unbedingt feststellen, wann und wo diese oder jene Pflanze zuerst vorkam; hier müssen die prähistorische Archäologie, sowie historische und geographische Erwägungen eingreifen.

Linzensunde aus Pfahlbauten der Schweiz, aus der Bronze- und aus der Eisenzeit, beweisen das hohe Alter dieser Pflanze. Die Funde der linsenförmigen Körper in der Umgebung der Pyramiden hat Streby als die versteinerten Reste der dort von den Arbeitern gehaltenen Mahlzeiten bezeichnet. Aus der biblischen Geschichte wissen wir, daß den Hebräern die Linse schon sehr früh bekannt waren, denn um ein Linsengericht erkaufte sich der Erzvater das Vorrath der Erstgeburt. In Athen war um die Mitte des fünften Jahrhunderts das Linsenessen eine Sitte des niederen Volkes, deren sich der Begüterte und der Gebildete enthielt. Bei den Römern hat schon der alte Cato in seiner Landwirtschaft Linse gefät, bei den Totenmählern wurden den Verstorbene Linse und Salz vorgelegt. Aus Italien gelangte dann später die Linse über die Alpen nach Deutschland. Es ist wohl ziemlich sicher, daß die kultivierte Linse von der im Mittelmeergebiet und Orient auf Feldern häufig ausstehenden Feldlinse abstammt, sowie daß diese ursprünglich in Kleinasien heimisch war, wo eine verwandte Art auf steinigem Blägen verbreitet ist.

Von den beiden gegenwärtig in Europa kultivierten Arten der Erbsen wurde die gewöhnliche Gartenerbsen mit kugeligem Samen in den Pfahlbauten der Bronzezeit gefunden, sie war aber kleiner als unsere jetzige Erbsen. Sassiemann und Birzow haben sie zusammen mit kleinen Saubohnen in Troja gefunden. Bis jetzt kennt man keinen Ort, wo die Gartenerbsen mit Sicherheit wild wächst. Dagegen ist die graue Erbsen, welche durch eckige, braun und graugrün gefleckte Kerne ausgezeichnet ist, weder in Pfahlbauten noch in Gräbern gefunden worden. Sie wird im Orient und in Europa kultiviert und findet sich wildwachsend in Heden und Gebirgswäldern Nord- und Mittelasiens; in Griechenland und Syrien kommt sie außerhalb der Kulturen nur verwildert vor. Da die wenigen aus Fundstätten der molitischen Bronze- und Eisenperiode stammenden Erbsen eine allmähliche Größenzunahme erkennen lassen, je jüngerer Alters sie sind, so ist es höchst wahrscheinlich, daß die Gartenerbsen von der grauen Erbsen abstammt. In Griechenland wurde die Erbsen schon zu Homers Zeiten angebaut, im römischen Reich bildete sie die frugale Mahlzeit der ärmeren Volksklasse. Die Kultur der in der Schweiz gefundenen Erbsen hat jedenfalls im nördlichen Italien begonnen.

Die bei uns allgemein kultivierte Gartenbohne ist weder in Gräbern der alten Welt, noch in Pflanzbauten aufgefunden worden, auch sind im Mittelmeergebiet keine verwandten Formen wildwachsend. Da aber andererseits in den altpereuanischen Gräbern sich die Bohne mit andern ausschließlich amerikanischen Samen befindet, da sie den Indianern Kanadas vor der Entdeckung Amerikas durch die Europäer bekannt war, da ferner alle verwandten Arten in Südamerika heimisch sind, so ist es wahrscheinlich, daß unsere Gartenbohne den Alten nicht bekannt war und erst nach der Entdeckung Amerikas nach Europa kam. Die Saubohne dagegen, die in moitischen Pflanzungen in Ägypten und Kleinasien, Spanien und Ungarn nachgewiesen wurde, war ohne Zweifel schon in der Urzeit ein wichtiges Nahrungsmittel und wurde daher mit Vorliebe auch als Totenopfer zur Speisung der Toten verwendet.

Linsen, Erbsen und Bohnen gehören zu den wichtigsten und zählen zu den Hülsenfrüchten. Sie bilden einen bedeutenden Handelsartikel und dienen in ganz hervorragender Weise zur menschlichen Ernährung. Erbsen und Bohnen zählen aber auch zum Gemüse, denn die frischen Früchte sind als Gemüse für den Haushalt sehr geschätzt und gesucht, weil sie auch kesserverdient werden, um im Winter als recht beliebte Gemüßspeise auf den Tisch zu kommen.

Nachdem im ersten Frühjahr Feldsalat, Spinat, Spargel, Artischocke und Mangold auf dem Markte erschienen sind, kommen mit den Karotten auch die Erbsen zum Angebot, die bei zeitiger Lieferung immer gut bezahlt werden. Man unterscheidet die Schalen- oder Aneisererbsen, welche ausgekernt werden, und die Zuckerverbsen, die mit den Schalen gegessen werden. Die Kultur beider ist gleich. Die Erbsen lieben ungesüßtes, mehr trockenes als feuchtes Land und gedeihen besser im Frühjahr, als im Sommer. Es gibt unzählige Sorten, niedrige und hohe; frühe und späte. Die Aussaat der frühen geschieht zu Anfang des Monats April, die spätesten legt man im Mai. Am vorzuziehenden sind die Markterbsen mit größeren Kernen. Um bis zum Eintritt der größten Hitze im Sommer immer grüne Erbsen zu haben, sät man im Garten mehrere Male in Abständen von je 14 Tagen seine Saaterbsen aus. Sobald sie aufgegangen und etwa 10 Zentimeter hoch gewachsen sind, werden sie behackt, acht Tage darauf behäufelt und dann mit Meißern verjehen, welche nach der Höhe der Sorten auszusuchen sind. Seine Saaterbsen kann man sich jedes Jahr sehr gut selbst ziehen. Nur Kultur im selbstmäßigen Anbau ist die Bittererbsen besonders zu empfehlen. Sollen die Felderbsen grün geerntet werden, so sät man sie in Reihen mit kleinen Zwischenräumen zwischen je zwei Reihen, damit die Pflanzen Luft haben und man beim Ernten leicht dazwischen treten kann, ohne die Pflanzen zu beschädigen. Der Ertrag der Erbsen war immer gut und ist jetzt im Kriege besonders hoch; darum ist der selbstmäßige Anbau der Erbsen zum Grünplätzen, wie auch zum Dürrenzotten sehr zu empfehlen.

Die Bohne ist eine echte Sommerpflanze. Sie liebt eine warme, trockene Lage und einen leichten Boden, scheut aber die frühe Düngung. Die Stangenbohnen sind ergiebiger, die Buschbohnen früher. Auch bei den Bohnen gibt es viele Sorten, und es ist schwer, die eine oder andere Sorte besonders zu empfehlen. Man ziehe eine frühe Buschbohne (Kaiser Wilhelm und Nordstern haben sich in den letzten Jahren besonders bewährt) und eine ergiebige, große Stangenbohne zum Grünbocken und Einmachen, außerdem gelbe Wachsbohnen zu Salat und zum Einbocken in Gläsern und Pfässen, sowie eine weiße Feldbuschbohne zum Trockenboden. Die jetzt vielfach verachtete türkische Bohne oder Feuerbohne verdient überall da Beachtung, wo Frühl- oder Spätfröste häufig sind, weil sie mehr Kälte verträgt und bis in den Herbst hinein trägt. Vor Anfang Mai sollte man keine Bohnen legen, weil bei früherer Aussaat die Samen bei dem in dieser Jahreszeit häufig herrschenden nasskalten Wetter in der Erde versporen, verschimmeln und verfaulen oder von den Lausentwürmern gefressen werden, auch den Mistkröten öfters zum Opfer fallen, wenn sie schon aufgegangen sind. Die Stangenbohnen werden nicht vor dem halben Mai gesetzt, Feuerbohnen haben Zeit bis Ende Juni, um sie von Ende August an zu haben; sie werden als die letzten Bohnen gut bezahlt. Man sät die Bohnen in Reihen oder Büscheln in einer Entfernung von etwa 30 Zentimeter je nach Größe der Sorte. Bei Stangenbohnen legt man am besten nach dem Steden und Befestigen der Stangen um jede Stange 6—7 Bohnen etwa 5 Zentimeter tief in die Erde. Behacken und Unhäufeln geschieht wie bei den Erbsen. Bohnen und Erbsen werden in der Regel nicht besperrt, doch ist es bei anhaltender Dürre und Trockenheit des einseitigen Mittel, um überhaupt Bohnen zu bekommen. Ein einmaliges, durchdringendes Gießen in der Woche genügt. Bohnensamen oder Saatbohnen kann man sich überall selbst ziehen, wo Frost vor Ende September nicht zu befürchten ist. Man läßt dazu die schönsten Bohnen an den äußersten Reihen, bei Stangenbohnen nicht zu niedrig stehen. — Die Buschbohnen, die ein ebenso gutes Gemüse sind wie die Erbsen, können in schwerem Boden bei früherer Düngung gezogen werden; sie werden im März oder April gesät und in der ersten Entwicklung gehackt und angehäufelt. In trocknen Jahren werden sie häufig von der Schwarzten Blattlaus stark befallen; es ist daher ratsam, sie im Garten nicht zu dicht zu pflanzen, sondern in freiem Stande zur Einfassung der

Bette zu verwenden, damit Duft, Regen und Licht die Pflanzen leicht erreichen können.

Büchertisch.

— Rudolf Requadt. Grotesken: Der Schmetterlingsfang; Der sumpsige Weg; Der Bienenhermaphrodit. (Verlag Meyersche Hofbuchhandlung, Detmold, Preis geb. 3 Mk.) Requadt ist der junge Schriftsteller, der gleich zu Beginn des Weltkrieges das Buch „Aus den Kämpfen um Lüttich“ schrieb, das mit sehr großem Erfolge aufgenommen wurde. Requadt schrieb auch das erfolgreiche Buch „Im Kriegsflugzeug“. Jetzt erscheint von ihm dieser Groteskenband. Das Buch ist aber nicht eine neuerliche Produktion des jungen Dichters, sondern es ist als seine erste literarische Leistung überhaupt zu betrachten; Requadt entwarf die Grotesken, wie aus dem Vorworte hervorgeht, als blutjunger Schlosserlehrling, vertauschte, um sie auszuführen, Amboss und Hammer mit der Feder. Eine starke, erzählende Begabung ist auch in diesen Grotesken nicht zu verkennen. Auch eine kräftige Sprache und ein derber Humor sind ihnen zu eigen, aber die Ausführung steht in keinem Verhältnis zur Dürftigkeit des Vorwurfs. Die eigentliche Idee wird jedesmal unter höchst ausgedehnter Erzählung verschüttet und muß somit jeder grotesken Wirkung sich begeben. Die Erzählung, bei der diese Schwäche noch am wenigsten auffällig hervortritt, ist „Der sumpsige Weg“, weil hier die weitgreifende Schilderung immer wieder die Möglichkeit neuer grotesker Situationen findet. Das Buch gewährt trotz allem einige Stunden gemüthlicher Entspannung.

— Frith von Briesen, Herrn Wikings Meerfahrt. Ein Roman aus heiteren Tagen, wie sie waren und wieder sein werden. Verlag von L. Staackmann in Leipzig. Gebunden 4.50 Mk. Frith von Briesens neuestes Buch atmet darum nichts von der Atmosphäre des Salons, dafür aber um so kräftiger den herben Hauch der See; es ist die Frucht der Erlebnisse, Erfahrungen und Eingebungen von sieben heiteren Sommern, die der Verfasser an Bord der Segeljaht auf den blauen Wassern der Dnieper verbracht hat. Auf alle Fälle steckt in Herrn Wiking, der Hauptfigur des Werkes, die durch und durch originell ist, ein gut Teil von Wesen des Dichters selbst, wie denn auch die Partnerin des Helden, die das herberische Germanentum ihrer Rasse so rein verkörpernde schlank, blonde Dämon, ohne Frage irgendwo in König Christians X. Keinem Reiche lebt.

— Wie baut man fürs halbe Geld. Volkstümliche Baunweise für Stadt und Land, mit ungelübten Arbeitern und eigenem Baumaterial von jebermann in 8 Wochen gebrauchsfertig auszuführen, herausgeg. von Dipl.-Ing. Curt Wöber. Mit vielen Abbildungen. Preis 1.80 Mk. (Porto 10 Pfg.) Heimkulturverlag, Wiesbaden.

— Postgebührentabelle. Preis 50 Pf.; Telegrammentarif, Preis 30 Pf. Herausgeber Postsekretär S. Rieder und Ober-Postassistent A. Weber in Trier. Selbstverlag Ober-Postassistent A. Weber in Trier. Diese gefällig geschätzten Hilfsmittel für den Post- und Telegraphenverkehr bringen in bewährter Anordnung eine zuverlässige Zusammenstellung der in- und ausländischen Gebühren unter Berücksichtigung aller zum 1. Oktober 1918 eintretenden Änderungen. Der Telegrammentarif enthält eine Tabelle der Gebühren für sämtliche Inlandstelegramme bis zu 60 Worten. — Im gleichen Verlag erscheint: Eisenbahngebührentabelle, Herausgeber Eisenbahnsekretär W. Hänsch und Ober-Postassistent A. Weber. Preis 50 Pf. Gefällig geschätzt. Eine ebenso wertvolle Zusammenstellung der Eisenbahngebühren nach dem neuesten Stande. — 1919 wird erscheinen: Deutsches Verkehrs- und Postbuch, gefällig geschätzt, enthaltend die Post- und Eisenbahngebühren- und Bestimmungen in abwechselnder Anordnung, mit fortlaufenden Berichtigungen für 3 Jahre. Preis 15 Mk., bei Vorausbestellung 12 Mk.

Logogriff.

Schwing dein Zepher, holder Knabe,
Den das Rätselwort benennt.
Sonnchein, Duft und Blütenstimmer
Zeige uns dein Regiment!

Doch verändert bist du, wenn man
Dir ein Zeichen noch verleiht.
Prang' nun bald im Jugendschimmer,
Sinnbild holder Frühlingszeit.

Bald auch wächst du auf dem Felde,
Bist als nützlich wohl bekannt.
Bald auch nimmermüde wanderst
Munter du durch deutsches Land.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Kapitelrätsels in voriger Nummer.
Probieren geht über Studieren.